

gewusst, was ich mit Verehrern hätte anfangen sollen, die sich Tag für Tag in meiner Straße herumtrieben, oder mit irgendwelchen Idioten, die in fehlerhaftem Italienisch versuchten, romantische Sätze zu fabrizieren. Und trotzdem ärgerte es mich. Maddalena hatte schon damals die launisch-frivole Art einer Frau, die im Lauf ihres Lebens noch viele Männerherzen brechen würde. Mal sah es so aus, als brächten sie die braun glänzenden Augen von Rocco Cagachiesa zum Träumen, mal schien sie sich vor seinem bloßen Anblick zu ekeln. Rief sie an einem Tag den Eindruck hervor, für unseren Lehrer, Herrn Caggiano, zu schwärmen, dem jeder in der Schule – Mitschüler, Kollegen, ja sogar die Direktorin – mit höchstem Respekt begegnete, lästerte sie am nächsten Tag über ihn und versprühte dabei dasselbe Gift, das ihre Großmutter zur Hexe gemacht hatte. Wir alle wussten, dass Caggiano besonders nachsichtig mit ihr war. Maddalenas Schönheit bewirkte, dass ihr sogar dieser nüchterne, zurückhaltende Mann mit Ehrfurcht begegnete. Aber vielleicht war er ihr gegenüber auch nur deshalb so wohlwollend, weil er Angst hatte, ihre Großmutter, die Hexe, zu verstimmen. Sie nutzte das weidlich aus und machte ihre Hausaufgaben einzig dann, wenn sie Lust dazu hatte. Immer wenn sie glaubte, bei etwas nicht mithalten zu können, vergoss sie geschickt mehrere Krokodilstränen, die sogar diesen strengen Lehrer erweichten. Was ihr Herz in der einen Minute höherschlagen ließ, entlockte ihr in der nächsten nur höhnisches Gelächter. Maddalena war so distanziert wie überheblich und hatte einen beißenden Humor, der die Qualen ihrer Bewunderer noch verstärkte und sie verstummen ließ. Nur für Giuseppe schien sie dauerhaft zu schwärmen – vielleicht, weil er der Einzige war, der sie keines Blickes würdigte.

Ich weiß noch, wie Caggiano uns am ersten Schultag mit zusammengekniffenen Augen musterte. Er schien all unsere Geheimnisse genau zu kennen, und zwar nicht nur die, die wir bis zu diesem Moment bewahrt hatten, sondern auch alle zukünftigen. Er war ein großer, dünner Mann, knochig und mit langen Pianistenfingern. Alles an ihm strebte nach oben, von den Beinen bis zu seinem strengen, kantigen Gesicht: die spitze Nase, die Brauen, die nur aufwärts strebten und über denen eine hohe glatte Stirn prangte. Diese geballte Vertikalität war überaus harmonisch, bis auf den leicht krummen Nacken – vielleicht eine Folge der vielen, mit Lesen verbrachten Stunden. Er war ein begeisterter Altphilologe und äußerte seine Leidenschaft, indem er bei jeder Gelegenheit Catull und Horaz zitierte. Bei uns im Viertel war Caggiano hoch angesehen. Als ich an der Reihe war, von seinen kleinen dunklen Augen ins Visier genommen zu werden, empfand ich zum ersten Mal in meinem Leben die Angst, die mir sonst nur mein Vater einflößen konnte.

»Und wer bist du?«, fragte er, sog schnuppernd die Luft über meinen Haaren ein und deklamierte dann mit gen Himmel gerichtetem Blick eine seiner Weisheiten auf Lateinisch. Um anschließend, damit ihn alle verstehen konnten, trocken zu bemerken: »Mir machst du nichts vor, du kleines Biest.« Eine ebenso schneidende wie schlaue Bemerkung, die ich nie vergessen habe. Dann wandte er sich an das größte und dickste Kind der Klasse, an Michele Straziota. »Du!« Er zeigte mit seinem knochigen Zeigefinger

auf den Jungen. »Komm her!« Caggiano beherrschte die Kunst, seine Worte so zu orchestrieren, lateinische Wörter und Dialekt so meisterhaft zu mischen, dass aus seinem geschulten Mund selbst noch Flüche nach hoher Literatur klangen.

Michele Straziota nickte mehrmals und setzte sich mit gesenktem Blick neben mich in eine der Bänke der ersten Reihe. Er sah mich an und stellte sich lächelnd vor: »Ciao, zu Hause sagen alle Lini, Linuccio oder Chelino zu mir, aber, wenn du magst, kannst du mich Michele nennen.« Ich nickte stumm, weil mich seine Leibesfülle ein wenig einschüchterte. Mein erster Eindruck war der eines schüchternen, netten Jungen, mehr aber auch nicht. Damals hegte ich eine regelrechte Abneigung gegen Menschen mit Übergewicht und wusste daher bereits, dass ich versuchen würde, meinem Banknachbarn auszuweichen wie einem lästigen Insekt.

An einem Vormittag wenige Wochen später zeigte sich der dicke Junge, den inzwischen alle in meiner Klasse mit gemeinen Spitznamen bedacht hatten, als derjenige, der er wirklich war. Und obwohl ich ihn noch nicht gut kannte, spürte ich doch insgeheim, dass unsere Wege sich eines Tages kreuzen würden, auch wenn ich damals keineswegs ahnen konnte, auf welche Weise. Der Lehrer wollte wissen, was unsere Väter von Beruf waren. Als ich an die Reihe kam, sagte ich ohne große Begeisterung »Fischer«, genau wie der vierte Sohn von Pinuccio Cagachiesa und ein paar andere Kinder, die ich kannte.

Als Maddalena dran war, verkündete sie feierlich: »Mein Vater arbeitet bei den Südrohrwerken.« Man merkte gleich, wie viel Wert man bei ihr zu Hause darauf gelegt hatte, dass sie das fehlerfrei aufsagen konnte. Schließlich wandte sich Caggiano an meinen Banknachbarn Michele. So etwas wie Verschlagenheit blitzte in den Augen dieses teuflischen Lehrers auf, als Straziota antworten sollte. Er sah aus wie eine Katze, die sich vor einem saftigen Fischhappen genüsslich das Maul leckt.

Michele hielt den Blick gesenkt. Er bemühte sich mehrfach, etwas herauszubringen, doch die ersten Versuche scheiterten kläglich. Die Worte blieben ihm im Halse stecken, und seine Stimme kroch tief aus dem Bauch heraus, von dort, wo die Gefühle beheimatet sind. In der zweiten Reihe begannen Mimmiù und Pasquale, zwei Jungen mit dunklem Teint und hinterlistigem Blick, ihn leise zu verspotten: »Spuck's schon aus, Fettsack! Was ist, hast du die Sprache verloren? Oder hast du sogar die aufgefressen?« Caggiano entging das nicht, trotzdem tat er so, als würde er nichts hören. Er genoss, was er da ins Rollen gebracht hatte. Er hatte das Ganze von Anfang an geplant, und wir Bälger reagierten genau wie gewünscht.

»Mama ist Hausfrau«, rang er sich schließlich ab, »und Papa ist arbeitslos.« Skandalös war das nicht, es gab viele Väter ohne Arbeit, auch wenn sich hinter dem Wort »arbeitslos« alles Mögliche verbergen konnte.

»Ihr kennt doch den Spitznamen der Familie Straziota?«, fuhr der Lehrer fort und ließ den Zeigefinger in der Luft kreisen.

Ich betrachtete Michele, der ungeschickt versuchte, den Kopf zwischen die massigen Schultern zu ziehen, sich hinter der für seine Leibesfülle viel zu kleinen Bank zu verstecken. Wir antworteten im Chor, indem wir verneinend mit der Zunge schnalzten; diesmal hatte Caggiano nichts daran auszusetzen, obwohl er es uns sonst als ordinär und ungehörig verbot.

»Möchtest du es uns verraten, Michele?« Er näherte sich unserer Bank in der ersten Reihe, und seine Augen blitzten dermaßen, dass ich zum ersten Mal bemerkte, wie hell sie waren: kristallblau.

Er hat dieselben Augen wie Papa, dachte ich im Stillen, und das ist gar nicht gut.

»Dann erzähl ich es eben deinen Mitschülern«, fuhr er zufrieden fort.

Er begann, zwischen den Bankreihen auf und ab zu laufen, um es noch spannender zu machen. Alle schwiegen gebannt, sogar Mimmiù und Pasquale, die sonst nie still sein konnten.

»Habt ihr schon mal von den Senzasagne gehört?«, fragte er schließlich und stützte sich mit den Händen aufs Lehrerpult. Ein bestürztes Raunen erhob sich im Klassenzimmer, und ohne es zu wollen, sahen wir einander von der ersten bis zur letzten Bank entgeistert an, blickten dann zum Lehrer, der wiederum Michele anschaute und mit verschränkten Armen auf seine Reaktion wartete. Wir starrten auf die Fenster, ja sogar auf die Wände, als würden bei der Erwähnung dieses Namens noch die leblosesten Gegenstände aus ihrer Starre gerissen und zum Leben erweckt werden. Ingeheim vergegenwärtigte ich mir all das, was ich in meinem bisherigen Leben über die Senzasagne gehört hatte. Trotzdem hatte keiner von uns gewusst, dass auch Michele zu dieser Familie zählte. Erst später sollte ich erfahren, dass er sich für seine Herkunft schämte. Micheles Urgroßmutter – das wusste ich von meinem Vater, und das erzählte man sich im Viertel – war im Krieg Witwe geworden. Sie lebte damals allein und völlig mittellos in einem baufälligen Haus. In den Zimmern stank es nach Rauch, der Putz bröckelte von den Wänden, Spinnweben hingen in jeder Ecke, und die Möbel, die eher als Brennholz taugten, waren mit Schmutz und Kaffee vollgesogen. Als sie es leid war, sich aufzureiben, Böden zu wischen und mit den

Fingernägeln Hühnerdreck abzukratzen, hatte sie ihren damaligen Arbeitgeber, einen Wursthändler um die fünfzig, der selbst jung verwitwet war, ohne jede Vorwarnung gepackt und ihm mit dem Messer, mit dem er den Schinken zerlegte, die Kehle aufgeschlitzt. Zudem hatte sie ihm einen sauberen Längsschnitt beigebracht, der in der Brustmitte begann und bis zum Nabel reichte, das Geld, das er in einer Keksdose aufbewahrte, genommen und davon bestes Fleisch gekauft, ganz saftiges, um ihren Kindern Geschnetzeltes zuzubereiten. Es hieß, sie sei sehr hübsch gewesen, mit schwarzen, sinnlichen Mandelaugen, die an feinste Seide erinnerten, mit vollen Lippen und – was damals selten war – blendend weißen und geraden, gesunden Zähnen. Obwohl ihre Schuld nie bewiesen wurde, hieß Marisa bei allen Senzasagne: blutlos wie ein Tintenfisch, zu keiner menschlichen Regung fähig. Und obwohl sie Witwe und wunderschön war, wagte es keiner, ihr den Hof zu machen und ihr seine Gesellschaft anzutragen. Näherte sich ihr ein Fremder, überhäufte er sie mit Komplimenten und Aufmerksamkeiten. Blieb er mit seinen Augen an ihr kleben wie Fliegen an einer Kuh, reagierte sie genauso verärgert wie bei einem Insekt: Sie verscheuchte ihn mit einem dermaßen vernichtenden Blick, dass sein Feuer sofort erlosch. Die gesamte Sippe wurde zu Senzasagne: drei Söhne und eine ebenfalls wunderschöne Tochter, die schließlich Nicola Senzasagne, Micheles Vater, zur Welt bringen sollte – ein dicker, plumper Mann mit einem Quadratschädel und rötlichem Haarschopf.

Meine Eltern hatten mir, als ich klein war, streng verboten, mich ihm zu nähern, ihn anzuschauen oder das Wort an ihn zu richten. Ich weiß jedoch, dass Papa immer geschmuggelte Zigaretten bei ihm kaufte, zwischen Piazza del Ferrarese und Corso Vittorio Emanuele.

»Salute, Don Nicola«, begann mein Vater, woraufhin der andere ihm fast unmerklich zunickte und geistesabwesend grüßte, einsilbig und mit einer so heiseren Stimme, dass ihm die Worte kaum über die schmalen Lippen kommen wollten, zwischen denen stets eine Zigarette steckte. Manchmal hatte ich das Gefühl, seinen Blick im Rücken zu spüren. Dann schaute ich mich um, starrte furchtsam die Straße hinunter, weil mir der rothaarige Riese fürchterliche Angst einjagte.

Mein Vater nahm die Zigaretten entgegen, zahlte, was er ihm schuldig war, und verabschiedete sich unterwürfig mit »Auf Wiedersehen, Signore«. Mich widerten solch übertriebene Respektsbekundungen an – noch dazu gegenüber einem Mann, dessen Name nicht mal erwähnt werden durfte. Don, Signore – alles Worte, die man in meiner Familie nur für den Priester oder den Arzt benutzte. Ich folgte Papa, ohne mich auch nur ein einziges Mal nach dem Zigarettenverkäufer umzuschauen. Kaum hatten wir die Seepromenade erreicht, sah ich, dass er zwei-, dreimal auf den Boden spuckte und so tat, als wollte er einen üblen Gestank unter seiner Nase fortwedeln. Das tat er immer, jedes einzelne Mal, bevor er nach einer Zigarette griff und sie sich in aller Ruhe anzündete.

»Hör mir gut zu, Mari, mit dem darfst du nie reden, niemals, verstanden? Weder du

noch deine Brüder.«

Doch einmal sprach mich der Schmuggler an.

»He du, Fräulein«, sagte er und wählte seine Worte mit Bedacht. »Du bist deiner Großmutter wie aus dem Gesicht geschnitten.«

Sein Blick ruhte fest auf mir, die Augen zu Schlitzeln verengt, dass man ihre Farbe kaum erkennen konnte. Ich war starr vor Schreck. Was nun? Ihm antworten? Nicken? Ich drehte mich zu meinem Vater um, der ein falsches, höfliches Lächeln aufgesetzt hatte. Reagierte ich auf die Bemerkung dieses Mannes, würde ich von seiner massigen Gestalt bestimmt wie von einem bösen Riesen zermalmt werden und mich vor den Augen meines hilflosen Vaters in Luft auflösen. Schwieg ich jedoch, hielt mich Don Nicola mit Sicherheit für ein unhöfliches, schlecht erzogenes Mädchen.

»Welcher? Nonna Antonietta oder Nonna Assunta?«, versuchte ich mich aus der Affäre zu ziehen, schloss die Augen und rechnete mit dem Schlimmsten.

»Antonietta natürlich. Der anderen siehst du kein bisschen ähnlich.«

Verschreckt schlug ich die Augen wieder auf, und zu meinem großen Erstaunen trat nichts von dem ein, was ich mir in meiner Angst ausgemalt hatte. Trotzdem ließ mich das Erlebnis verstört zurück, da ich gar nicht das Wort an ihn hatte richten wollen. Deshalb suchte ich unterwegs Streit mit meinem Vater.

»Warum nimmst du mich eigentlich immer zum Zigarettenkaufen mit?«, fragte ich mit bebender Stimme, weil mir zum Weinen zumute war, auch wenn ich es mir verkniff.

Er blieb stehen, beugte sich zu mir, um mir das Haar zu zerzausen, und sagte: »Weil man das Böse kennen muss, Marì, um ihm aus dem Weg gehen zu können.«

Und jetzt war der Sohn des Bösen, gezeugt von dessen giftigem, verderbtem Samen, mein Banknachbar.

Nachdem Caggiano, mein Lehrer, das offenbart hatte, geschahen zwei Dinge. Zum einen, dass niemand in der Klasse, nicht einmal Mimmiù und Pasquale, es mehr wagte, Michele aufzuziehen, denn in der imaginären Hierarchie der Spitznamen übertraf Senzasagne alle bei weitem an Macht und Bosheit. Von nun an war Michele für alle nur noch Michele, Straziota, wenn es sein musste, aber nie mehr »Fettsack« oder »Dickerchen«. Zum anderen noch etwas, das ausschließlich mich betraf und ziemlich schrecklich war: Ich bekam Alpträume, in denen Micheles Körper makabre Metamorphosen durchmachte, seine normale Gestalt verlor, um zu etwas Flüssig-Klebrigem, halb Blutrotem, halb Pechschwarzem zu werden und sich dann Stück für Stück, Zelle für Zelle zur furchteinflößenden Gestalt seines Vaters zusammensetzen. Ich schrak nachts hoch, schweißgebadet und mit Herzklopfen, und konnte an gar nichts anderes mehr denken, als den Lehrer bei nächster Gelegenheit zu bitten, mir einen neuen Banknachbarn zuzuweisen. Ich schaute mich gründlich um, vergewisserte mich, dass ich wirklich zu Hause war, in dem Zimmer, das einst Giuseppe allein gehört hatte und jetzt auch das von Vincenzo und mir war. Nur dass meine Brüder zusammen in einem Bett